

Körper – Geschlecht – Sterben

Der Topos der Todesverdrängung hat sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vertieft ausgeprägt.¹ Einerseits gilt dieser Topos den Toten selbst, den toten Körpern, den Leichnamen: Durch die unaufhaltsame Rationalisierung und Industrialisierung der Kranken- und Sterbeversorgung verschwanden Sterbende und Tote zunehmend aus dem Blickfeld, man zog sie aus dem familiären Verkehr und übergab ihre Betreuung und Verwaltung an Institutionen wie Krankenhäuser, Pflegeheime, Hospize und Krematorien. Diese Verdrängung von Leichnamen trug dazu bei, dass auch das Nachdenken und das Reden über Tod und Sterblichkeit stetig aus dem Alltagsbewusstsein zurückgedrängt wurde. Während die Totenverdrängung, also die Unsichtbarmachung von realen Leichnamen, bis heute ungebrochen anhält, wird die allgemeine kulturelle Verdrängung von Tod und Sterben seit Beginn des 21. Jahrhunderts mehr und mehr durch eine Diskussion abgelöst, die eine neue Sichtbarkeit des Todes² geltend macht. In den Medien werden Tod und Sterben heute in stark zunehmendem Maße öffentlich besprochen: in Talkshows und im Reality-TV, in Büchern, in Text- und Video-Blogs, in Dokumentarfilmen. Dabei erscheinen 1) autobiografische Sterbeberichte in nie gesehener Vielzahl und in unterschiedlichen medialen Formaten: Tödlich erkrankte Personen schreiben Bücher über ihre Erkrankung, sie artikulieren ihre Krankheitsgeschichte qua Social Media in Text- und Video-Blogs, oder sie äußern sich im Fernsehen (Talksendung oder Reality-TV)³ oder willigen ein, dass ein Dokumentarfilm über sie gedreht wird. – Sie zeigen ihre Geschichte, und sie wählen das Format. Auch 2) Bücher, Dokumentarfilme und Online-Postings über das Sterben von anderen finden zunehmend Verbreitung.

1 Philippe Ariès hat in seinem Klassiker *Geschichte des Todes* aufgezeigt, dass der Tod, der während Jahrhunderten in mehr oder weniger stabiler Weise als vertrauter Begleiter in das Lebensverständnis integriert war, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts „immer entschiedener in den Untergrund verdrängt“ wurde. Vgl. Ariès, *Geschichte des Todes*, 718.

2 Vgl. Macho/Marek, *Die neue Sichtbarkeit des Todes*.

3 Vgl. die Reality-TV-Show *Over Mijn Lijk*, die vom niederländischen Sender BNN seit 2006 zweijährlich ausgestrahlt wird: Protagonistinnen und Protagonisten sind bei jeder Staffel fünf junge Menschen mit tödlichen Erkrankungen. Sie werden während Monaten von Kamerateams begleitet und dabei im Kreise von Angehörigen und Freunden, bei Gesprächen mit Gesundheitsfachpersonal sowie in weiteren Situationen gefilmt und interviewt. Zum Zeitpunkt der Ausstrahlung sind die meisten bereits verstorben. <https://oml.bnnvara.nl/> (Zugriff am 29.11.2021). Vgl. Caduff, *Szenen des Todes*, 81–96.

Im Folgenden werden diese unterschiedlichen Verlautbarungen im Hinblick auf Geschlechterrollen befragt. Inwiefern es sich dabei um historisch veränderbare Rollen handelt, zeigt insbesondere der Wandel im Umgang mit 3) Bildern des Leichnams.

1. Autobiografische Sterbeberichte

Ein Sterbebericht ist eine öffentliche Verlautbarung über die letzte Lebensphase, die auf einer medizinisch diagnostizierten limitierten Lebenserwartung beruht und ab dem Zeitpunkt der Diagnose wenige Wochen bis zu wenigen Jahren umfassen kann. „Sterben“ ist hierbei also nicht im engeren medizinischen Sinne verwendet. Seit wenigen Jahren nehmen sowohl Text- und Video-Blogs im Internet als auch Bücher von tödlich Erkrankten exponentiell zu. Sie geben Einblick in den Verlauf und in den Umgang mit den schweren Erkrankungen. Die Formate der Sterbeberichte korrespondieren dabei mehr oder weniger deutlich mit dem Alter der Verfasser*innen: Über 50-Jährige wenden sich meist dem traditionellen Buchformat zu; das Alter von Text-Blogger*innen ist variabel, während Video-Postings fast ausschließlich von der jüngeren Generation getätigt werden. Die Zunahme von entsprechenden Online-Veröffentlichungen ist so frappant, dass mittlerweile Anbieter auch spezialisierte Websites für das Teilen von Krankheits- und Sterbegeschichten entwickelt haben.⁴

Am Anfang solcher Berichte, sei es in Internet-Blogs oder Büchern, steht fast immer die Diagnose als einschneidende biografische Zäsur, gleichsam als Ankündigung, dass das Sterben jetzt beginnt. Im Weiteren kommen einsetzende Therapien zur Sprache, das Auf und Ab der Krankheitsverläufe, die Kommunikation mit Gesundheitsfachpersonen, Stimmungswechsel, Auseinandersetzung mit spirituellen Fragen, Betrachtungen des Verhältnisses von Körper und Seele, die Beziehung zu den Nächsten. – Sterbeliteratur verhandelt Ängste und Wünsche, Wissen und Nicht-Wissen: Sie bewegt sich zwischen medizinischen Daten und Hoffnung, zwischen numerischen Statistiken und möglichen Abweichungen, zwischen Todesvorstellung und Lebenwollen.

1.1 Bücher

Autobiografische Sterbeberichte im Buchformat wurden bereits im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts vereinzelt publiziert, etwa von Fritz Zorn oder Maxie Wan-

4 <http://www.whatmattersnow.org>; <https://www.caringbridge.org>; <https://www.mylifetime.org>; <http://www.hospicejourney.org> (Zugriff am 29.11.2021).

der.⁵ Sie basierten meist auf Krebserkrankungen und im Rückblick machen sie vor allem deutlich, wie isoliert die Autor*innen mit dem Thema im damaligen Literaturbetrieb waren. Aktuell hingegen ist von einer richtiggehenden Konjunktur an Sterbeberichten zu sprechen, die manifestiert, wie sehr das Reden über Sterben und Tod ein Teil des öffentlichen Diskurses geworden ist.

Im deutschsprachigen Raum machte der Künstler Christoph Schlingensief mit seinem 2009 erschienenen Buch *So schön wie hier kanns im Himmel gar nicht sein* den Auftakt. Rasch folgten weitere Bücher über Krebserkrankungen von Prominenten aus Fernsehen, Sport, Kunst und Politik.⁶ Zunehmend finden sich darunter mittlerweile auch Veröffentlichungen von Schriftsteller*innen, die am Ende ihres Lebens ein letztes Buch über ihre tödlichen Erkrankungen und den bevorstehenden Tod schreiben, wie z. B. folgende Titel:

- Christopher Hitchens (1949–2011): *Endlich. Mein Sterben* (2013);
- Peter Esterházy (1950–2016): *Bauchspeicheldrüsentagebuch* (2017);
- Jenny Diski (1947–2016): *In Gratitude* (2016);
- Cory Taylor (1955–2016): *Sterben. Eine Erfahrung* (2017).

Beim Schreiben über tödlich verlaufende Krankheiten steht der Körper im Zentrum. Er wird detailliert beobachtet, beschrieben, analysiert. Sterben und Tod nehmen uns die Autonomie, sie machen uns klein, demütig, verzweifelt, ohnmächtig. In der schreibenden Gestaltung aber kann man, und sei es nur vorübergehend, ein Stück dieser verlorenen Autonomie wiedergewinnen: Im Schreiben verfügen die Autor*innen über ihre Körper und haben Gestaltungskraft. Dies birgt auch eine kleine Wiedergutmachung der Kränkung, welche die Krankheit bedeutet. Die Autorin selbst kann gebieten, sie allein entscheidet, was sie sagt und wie sie spricht, sie hat das Wort.

Die Diskursivierungen dieses Körpers, der laut ärztlicher Diagnose nicht wieder gesunden wird, sind vielfältig und unterschiedlich, und sie weisen geschlechterdifferente Merkmale auf. Bei Autorinnen findet sich oft eine Einbettung der Körperbeschreibungen in eine allgemeine psychische Befindlichkeit, in einen größeren Zusammenhang von Werden und Vergehen. Die Beschreibungen von körperlichem Unwohlsein wirken dabei recht neutral. So berichtet die britische Autorin Jenny Diski unaufgeregt über ihre Speiseröhre, die sich durch die Bestrahlung entzündet hat: „My oesophagus, right next to a targeted lymph node, became inflamed in the last week of radiotherapy, and the ragged pain made it impossible to eat or swallow

5 Zorn, Mars; Wander, Alternative. Siehe ausserdem z. B. Mechtel, *Krebstagebuch*; Brodkey, *Geschichte meines Todes*.

6 Z. B. Pielhau, *Fremdkörper*; Pielhau, Dr. Hoffnung; Stolpe/Stolpe, *Kampf gegen den Krebs*; Lobinger, *Verlieren*.

anything, especially anything with edges, for weeks. Although the pain has gone now, it's still difficult to swallow. (...) Anything sweet tastes much sweeter, and a lot of things, especially meat, are inedibly bitter.“⁷ Die australische Autorin Cory Taylor bezeichnet ihren kranken Körper als „Last, die ich ablegen würde, wenn ich nur könnte. Doch was das Sterben betrifft, so hat der Körper seinen eigenen Zeitplan und seine eigenen Methoden, von denen ich nichts verstehe.“⁸ Solche eher neutralen Äußerungen lassen keinerlei Wut gegen den Körper oder Ekel vor ihm erkennen, mithin keine Affekte; diese finden sich hingegen in auffälliger Häufung bei männlichen Autoren: Hier werden akute Schmerzen und unkontrollierbare Momente, in denen sich das Innere des Körpers nach außen kehrt, drastisch geschildert, und es ist sowohl von Ekel als auch von der Sinnlosigkeit der körperlichen Veränderungen die Rede:

- „eine Nacht voller Scheißerei“; „bin in die Anaphase eingetreten und habe reichlich ins Bett geschissen“ (Schlingensief)⁹
- „sinnloses Gehuste“; „literweise Speichel, gelegentlich Schleim, und was soll denn jetzt bitte dieses Sodbrennen?“; „Es traten dicke Schwellungen auf, (...) irgendwo, wo sie einem am wenigsten nützten.“ (Hitchens)¹⁰
- „Kolik, Kotabgang. Aber keine richtige Erleichterung. (...) Flüssigkeiten rein, Flüssigkeiten raus. Ich bin nur ein Durchlauf.“ (Esterházy)¹¹

Männliche Autoren sprechen auch explizit und teilweise ausgreifend über den verloren gehenden Eros und über ihre Geschlechtlichkeit, während Autorinnen darauf weitgehend verzichten. So beschreibt etwa der britisch-US-amerikanische Autor, Journalist und Literaturkritiker Hitchens, der an Speiseröhrenkrebs verstarb, den Effekt der Chemotherapie:

„Mit dem Verlust meines Haares hatte ich mich abgefunden, das mir in den ersten zwei Wochen unter der Dusche ausfiel (...) Aber ich war eigentlich nicht darauf vorbereitet, dass die Rasierklinge plötzlich unverrichteter Dinge über mein Gesicht glitt, auf dem es keine Bartstoppeln mehr gab“; die „nunmehr glatte Oberlippe“ ließ „mich wirken wie irgendjemandes jungfräuliche alte Tante.“¹²

7 Diski, In Gratitude, 133.

8 Taylor, Sterben, 130.

9 Schlingensief, So schön, 90.

10 Hitchens, Endlich, 95 und 98.

11 Esterházy, Bauchspeicheldrüsentagebuch, 40.

12 Hitchens, Endlich, 32f.

Während Hitchens hier den Rückgang von männlichen Geschlechtsmerkmalen und sexueller Anziehungskraft in den Fokus rückt, wählt Peter Esterházy, der an Bauchspeicheldrüsenkrebs gestorben ist, gleichsam einen umgekehrten Weg, indem er nämlich das Drüsenorgan feminisiert und eine phantasmatische sexualisierte Beziehung zu ihm entwirft:

- „Dieses Fräulein Bauchspeicheldrüse müsste mal ganz toll gefickt werden, dann würde es Ruhe geben.“
- „Meine liebe Fee oder mein Bauchspeichelchen oder wie du auch immer heißen magst, kannst du mir wohl *von innen* einen blasen?“
- „in mir wächst also *etwas* Weibliches“
- „Gestern war mir, als hätte mir die Bauchspeicheldame das Schlafittchen gepackt (...) und als hätte sie gesagt, ihr sei das zu wenig, sie wolle mehr, mehr Hingabe und Begeisterung.“¹³

Damit reinszeniert Esterházy einen bekannten und bereits vielfach kritisierten Topos, der das Kranke mit dem Weiblichen assoziiert. Der Autor entwirft ein Narrativ, anhand dessen er die Ambivalenz gegenüber dem Krebs – zwischen Beherrschenwollen und Ausgeliefertsein – in Form einer imaginären geschlechtlichen Beziehung erzählen kann.

Auch bei anderen Autoren finden sich solche Strategien zur narrativen Abspaltung des Körpers, der über längere Passagen hinweg isoliert und als ein vom Selbst abgetrenntes Anderes dargestellt wird. Körperbeschreibungen von Autorinnen hingegen, bei denen es wenig bis keine Bezugnahmen auf Sex gibt, sind zumeist eingebettet in einen umfassenderen Resonanzraum der psychischen Befindlichkeit und des sozialen Umfelds.

Auf einer anderen Ebene setzen sich Mirjam Pielhau und Christoph Schlingensief mit ihrer eigenen Geschlechtlichkeit auseinander. Die 2016 verstorbene TV-Moderatorin Pielhau, die zwei Bücher über ihre Erkrankung geschrieben hatte, berichtet, wie sie zusätzlich zur anstehenden Chemotherapie die Entnahme von Eizellen über sich ergehen lässt, für den Fall, dass die Chemotherapie ihre Eierstöcke zerstört.¹⁴ Auch Schlingensief überlegt sich, ein Kind zu kriegen, und lässt den Hoden Flüssigkeit entnehmen „um zu sehen, ob Spermien vorhanden sind, die man für eine künstliche Befruchtung verwenden könnte“.¹⁵ Solche Auseinandersetzungen mit der eigenen Hinterlassenschaft sind angesichts des Lebensendes besonders virulent. Der Wunsch nach Kindern, sofern man noch keine hat, mag

13 Esterházy, Bauchspeicheldrüsentagebuch, 22, 25, 35, 224.

14 Pielhau, Fremdkörper, 74f.

15 Schlingensief, So schön, 200.

dabei für Frauen und Männer gleichermaßen eine Rolle spielen. Jedoch ist auch die medial dokumentierte Auseinandersetzung mit Sterben und Tod – und besonders ein letztes Buch von Schriftsteller*innen – als eine Art von Hinterlassenschaft zu sehen, über welche die Sterbenden noch aktiv entscheiden können.

1.2 Text- und Video-Blogs im Internet

Realtime-Berichte im Internet über Krankheits- und Sterbeverläufe sind heute gang und gäbe.

Wolfgang Herrndorfs *Arbeit und Struktur* (2010–2013) war der erste digitale Sterbebericht im deutschsprachigen Raum, der größere Bekanntheit erlangte (und 2013 postum auch als Buch erschien).¹⁶ Was damals noch ein Novum war – die Dokumentation einer tödlich verlaufenden Krankheit in Echtzeit – ist heute in Form von Text- und Video-Blogs in den Social Media oder auf eigens dafür eingerichteten Websites an der Tagesordnung. Erstellt werden solche Blogs in den meisten Fällen von jüngeren, digital affinen Krebspatient*innen. Nahezu alle Text-Blogs verfügen über Archive, welche das Sterben und das Berichten darüber als Prozess über einen gewissen Zeitraum hinweg zu verfolgen erlauben. Den Jahreszahlen ist zu entnehmen, dass manche Blogs ein halbes Jahr vor dem Tod einsetzen, andere umfassen ein Jahr, wiederum andere zwei bis drei Jahre. In vielen Fällen wird zuletzt eine Nachricht des eingetretenen Todes von Familienmitgliedern gepostet.¹⁷

Auch wenn sich die Anzahl von weiblichen und männlichen Blogger*innen nicht exakt eruieren lässt, so ergibt sich doch der Eindruck, dass sehr viele Frauen solche Sterbe-Blogs verfassen und veröffentlichen. In den Worten des Kommunikationswissenschaftlers Timothy Recuber: „Most of the authors whose blogs I have read have been women, many of them mothers of young children, thinking about what will become of their families when they are gone.“¹⁸ So wird der Tod von Frauen, wenn Kinder vorhanden sind, primär mit Mutterschaft und/oder familiärer Hinterlassenschaft in Verbindung gebracht. Dass die Mehrheit der Sterbe-Blogs von

16 Herrndorf, *Arbeit und Struktur*. Auch der Sterbe-Blog der US-amerikanischen Schriftstellerin Nina Riggs erschien nach ihrem Tod als Buch (dt.: *Die helle Stunde: Ein Buch vom Leben und Sterben*, München 2017). Im internationalen Bereich gilt der kanadische Blogger Derek K. Miller (1969–2011) als einer der ersten, der einen digitalen Sterbebericht verfasste: Miller, ein Blogger der ersten Stunde, hatte seit 2000 erfolgreich über verschiedene Themen gebloggt; 2007 informierte er seine Leserschaft darüber, dass bei ihm Darmkrebs diagnostiziert worden war. Im Weiteren bloggte er bis zu seinem Tod 2011 zum Krankheitsverlauf.

17 Vgl. z. B. <http://sterbenmitswag.blogspot.com>, <http://www.terminallyfabulous.com>, <http://cultof-perfectmotherhood.com> (Zugriff am 29.11.2021).

18 Recuber, Timothy, *Digital Afterlives: Learning from Blogs of the Terminally Ill*, in: *Discover Society*, 2017, Online unter: <https://discoversociety.org/2017/01/03/digital-afterlives-learning-from-blogs-of-the-terminally-ill> (Zugriff am 29.11.2021).

Frauen stammt, ist überdies mit Blick auf literarische Traditionen interessant, denn hier wiederholt sich eine bekannte Strategie: Frauen kommen über autobiografisches Erzählen zum öffentlichen Sprechen. Vor über zweihundert Jahren waren es Tagebücher und Briefromane, mit denen sie sich in den literarischen Kanon hineinsprachen. Heute sind es Blogs.

Wie erläutert, ist in schriftlichen Sterbeberichten oft vom kranken Körper die Rede, von Veränderungen dieses Körpers, von Körperflüssigkeiten, von der körperlichen Wirkung der Therapien, von medizinischen Apparaturen, und natürlich von Schmerz. Im Gegensatz zu schriftlichen Texten kommt der sterbende Körper bei den Video-Blogs unmittelbar zur Darstellung: Schläuche, blutgefüllte Beutel, elektronische Geräte, ausgezehrte Leiber, offene Wunden rücken ins Bild. So prägt sich das körperliche Leid bei diesen Selbstaufnahmen vor allem visuell ins Gedächtnis ein.¹⁹

Manche Bloggerin hat mit ihren Postings Berühmtheit erlangt. Die auf Facebook veröffentlichte Leidensgeschichte der Australierin Lisa Magill beispielsweise wurde mehrfach von der Presse aufgenommen, die zuletzt auch über ihren Tod berichtete. Nicht in allen Fällen allerdings handelt es sich bei den Sterbe-Blogs um längerfristige Projekte. Manchmal wird auch nur ein einziges Video gepostet. Außerdem sterben auch keineswegs alle Blogger*innen. „Sterbeberichte“ begründen sich also nicht primär auf einen real eingetretenen Tod der Autor*innen, sondern vielmehr durch die existenzielle inhaltliche Auseinandersetzung mit der Möglichkeit des unmittelbar bevorstehenden Todes.

Im deutschsprachigen Feuilleton wurde die öffentliche Wirksamkeit von autobiografischen Sterbeberichten erstmals 2009 anhand einiger Bücher über Krebserkrankungen kontrovers diskutiert. „Lasst mich mit eurem Krebs in Ruhe“ – so eröffnete der FAZ-Journalist Richard Kämmerlings damals einen Artikel über neue Bücher, die den Verlauf von Krebserkrankungen schildern. Indem er scheinbar fürs Leben votierte, wehrte er die Rede über Tumore, Krebs und Verzweiflung ab: „Lasst uns mit eurem Krebs, eurem Schlaganfall, eurer Leberzirrhose, eurer Schweinegrippe in Ruhe. Erzählt von dem, was zählt, und nicht von Tumormarkern. Erzählt vom Leben. Das Ende kennen wir schon.“²⁰

Der Journalist Michael Angele doppelte im *Freitag* nach. In einem Artikel mit dem Titel *Wer hat geil Krebs?* fragte er: „Läge wahre Größe nicht ... im Verzicht [aufs Sprechen]?“²¹ Solche Bemühungen, das öffentliche Reden über das Sterben zurückzudrängen, erzeugten Widerspruch. Allen voran äußerte sich Christoph Schlingensiefel, dessen Buch vier Monate zuvor erschienen war: „sollen wir alle

19 Vgl. <https://www.youtube.com/watch?v=ejnSiRONPRE> (Zugriff am 29.11.2021).

20 Kämmerlings, Krebsliteratur.

21 Angele, Krebs.

ganz ehrenhaft schweigen, damit wir diese schreienden gesundheitsbilder im tv nicht stören: supermodelle, kräftige haare, weiße zähne, adoniskörper (...).²² Der Kulturwissenschaftler Thomas Macho hielt angesichts dieser Debatte fest, dass der Redewunsch von (Tod)Kranken „nicht in Privaträume und sogenannte Intimzonen verbannt werden darf.“²³ Allerdings hatte Kämmerlings in seinem Artikel explizit benannt, was an Krebsbüchern in erster Linie unangenehm berühren mag: „Es ist die Kontamination mit dem Boulevard.“²⁴

Diese unangenehme exhibitionistische Seite, die sich vor mehr als zehn Jahren bei den Krebsbüchern bemerkbar machte, tritt heute insbesondere durch das Filmmaterial bei den Video-Blogs noch deutlicher hervor: Im bewegten Bild wird der kranke Körper in neuer Direktheit präsent. Handelt es sich also bei den Sterbe-Blogs tatsächlich um eine gesellschaftlich längst fällige Enttabuisierung von Tod und Sterben, oder bieten sie lediglich eine weitere Form von Selbstbespiegelung qua Social Media, die auch vor dem Tod nicht Halt macht? Man mag versucht sein, die Sterbe-Blogs abzulehnen, sie wieder in die Privatzone zurück zu verbannen, man mag solche Veröffentlichung von Sterben als extravagant und aufdringlich empfinden. Nichtsdestotrotz aber sind gerade auch die Videobilder Teil der heutigen neuen Sichtbarmachung und Gestaltbarkeit von Sterben.

2. Das Sterben von anderen: Bücher, Dokumentarfilme, Postings

Die Text- und Video-Blogs sowie die besprochenen Publikationen in Buchform sind von Sterbenden selbst verfasst, aufgenommen, gefilmt, und vor allem: veröffentlicht worden.

In weiteren Büchern, Postings und Dokumentarfilmen werden Sterbende *von Anderen* beschrieben oder gefilmt. Das ist ein wesentlicher Unterschied, da die Darstellungen von Anderen unmittelbar auch ethische Fragen aufwerfen.

Exemplarisch für Bücher über sterbende Angehörige sei hier David Rieffs *Tod einer Untröstlichen* (2009; engl. *Swimming in a Sea of Death. A Son's Memoir*, 2008) genannt. Der US-amerikanische Publizist schilderte und reflektierte das Sterben seiner Mutter, die 2004 an Leukämie erkrankte und kurz darauf verstarb. Bei der Mutter handelt es sich um die renommierte US-amerikanische Publizistin Susan Sontag, die einst unter anderem als Autorin des Essays *Krankheit als Metapher* (1977) bekannt geworden war. Rieffs Bericht fällt distanziert aus: Er hält verschiedentlich fest, dass er schon als Kind kaum je zärtliche Berührungen von seiner

22 Siehe die Kommentare zu Angeles Artikel: <http://www.freitag.de/kultur/0936-bekanntnisliteratur-krebs-leinemann-schlingensief> (Zugriff am 29.11.2021).

23 Macho, Wer redet.

24 Kämmerlings, Krebsliteratur.

Mutter erfahren habe und dass es auch jetzt nicht möglich sei, die Sprachlosigkeit zwischen ihm und seiner Mutter durch tröstende Umarmungen zu überwinden. Wiederholt hebt er hervor, wie sehr seine Mutter bis zum Schluss am Leben gehangen, wie sie einen Termin nach dem andern wahrgenommen und Vortrag nach Vortrag gehalten habe. So sei sie in der Welt herumgereist und nicht imstande gewesen, sich mit dem bevorstehenden Tod auseinanderzusetzen. Rieff erwähnt abgesehen von Krankenhauspersonal kaum andere Figuren, mit denen Susan Sontag in ihren letzten Lebensmonaten Kontakt hatte, sodass der Eindruck entsteht, als wäre er der Einzige gewesen, der sich um sie gekümmert hat.

Sein Buch wurde von der Kritik wenig wohlwollend besprochen. *Don't look here if you're seeking Susan*, lautete etwa der Titel einer Buchbesprechung im *Observer*, welche bemängelte, dass die Mutter primär als eine den Tod hysterisch verleugnende Person erscheine, und der Kritiker fügt hinzu, dass Susan Sontag, wenn sie denn das Buch ihres Sohnes in die Hände bekommen hätte, wohl einige Sätze des mediokren Autorsohnes gestrichen hätte.²⁵

Neben Büchern gibt es auch Videos und Filme über das Sterben Anderer. Zum einen sind hier Postings auf Social Media-Kanälen zu nennen, die in den meisten Fällen, sofern das überhaupt rekonstruierbar ist, von Familienangehörigen aufgenommen und gepostet werden. Zum anderen werden Sterbende in Dokumentarfilmen porträtiert, sei es in Form von Einzelporträts oder von filmischen Erzählungen über verschiedene Personen in bestimmten Sterbe-Einrichtungen. Bei privaten Posts auf Social Media-Kanälen ist insbesondere eine spezifische Konstellation verbreitet: Erwachsene Söhne, die ihre Väter filmen – im Bett liegende alte, gebrechliche Männer.²⁶

Man kann sich schwerlich vorstellen, dass diese sterbenskranken alten Männer, in den Betten liegend und nicht mehr in der Lage zu sprechen, ihre Einwilligung zu den Aufnahmen, geschweige denn zu deren Veröffentlichung gegeben haben. Vielmehr scheint es, als würden sie von ihren Söhnen ans Licht der Öffentlichkeit gezerrt. Gesuche von Dokumentarfilmern, die für ihre Produktionen Fördergelder beanspruchen, erfordern bei der Begutachtung nicht selten die Abklärung ethischer Fragen (z. B. unterschriebene Einwilligungen, Zurückhaltung bei der Kameraführung, keine Nahaufnahmen bei sensiblen Situationen etc.). Demgegenüber können Privatpersonen auf YouTube oder sonst wo posten, was sie wollen, solange die Betreiberfirmen der Plattformen ihre Beiträge nicht löschen. Durch diese Praktiken verschieben sich ethische Grenzen rasant, ohne dass entsprechende öffentliche Debatten vorausgegangen wären.

25 Mars-Jones, Don't look.

26 Siehe <https://www.youtube.com/watch?v=thSSg1sQHUw&t=1s>; <https://www.youtube.com/watch?v=HCurv02QYFQ> (Zugriff am 29.11.2021).

Die von männlichen Dokumentarfilmern verantworteten Porträts unheilbar Kranker zeigen außer den Vätern meist andere sterbende Männer oder Kinder (Mädchen und Jungen).²⁷ Stammen die Dokumentarfilme oder TV-Dokumentationen hingegen von Filmautorinnen, handelt es sich bei den porträtierten Personen überwiegend um Frauen.²⁸ Die filmende Person hinter der Kamera und die sterbende Person davor gehören also mehrheitlich dem gleichen Geschlecht an: Männer zeigen sterbende Männer, Frauen sterbende Frauen. Das scheint sich gemeinhin leicht erklären zu lassen: Für Personen, die nicht im Gesundheitswesen tätig sind, mag es einfacher sein, sich bei Krankheit und körperlichem Verfall dem eigenen Geschlecht zuzuwenden.

3. Bilder des Leichnams

Dass wir sterben müssen, wissen wir einzig und allein deswegen, weil andere sterben. Wir erleben den Tod *im Leichnam des Anderen*. Dieser ist für uns Hinterbliebene materiell die äußerste Repräsentation des Todes – eine temporäre Repräsentation, die ihrerseits dem Verfall preisgegeben ist. Die Konfrontation mit realen Leichnamen ist heutzutage in unseren Breitengraden allerdings zu einer kulturellen Leerstelle geworden. Leichname sehen wir heute vor allem in Spielfilmen und Krimis. Die Film- und TV-Industrie hat sich diese Leerstelle angeeignet, sie vereinbart und mit fiktiven, zurechtgeschminkten Leichnamsbildern besetzt, die an die Stelle der Auseinandersetzung mit realen Leichnamen getreten sind.

In scharfem Kontrast dazu stehen Bilder von realen Leichnamen. Als bekanntes kunsthistorisches Beispiel gelten Ferdinand Hodlers Bilder seiner sterbenden und schließlich toten Geliebten: Valentine Godé-Darel war dem Maler, der zu dieser Zeit in zweiter Ehe mit Berthe Jacques verheiratet war, seit 1908 Modell gestanden. Nachdem sie einige Jahre später an Krebs erkrankt war, bannte der Künstler ihren monatelangen Krankheits- und Sterbeprozess in rund siebzig Bildnisstudien und Porträts (1914/15), und auch noch ihre Leiche diente ihm als Modell für verschiedene Studien.²⁹

Die entsprechenden Bilder riefen in den 1980er- und 90er-Jahren Kritik aus feministischer Perspektive hervor: Hodler wurde vorgeworfen, dass er den kranken

27 Jan Gassmann, Chrigu, 2007 (CH); Max Kronawitter, Ein Sommer für Wenke, 2012 (D); Jin Mo-young, My Love, Don't Cross That River, 2014 (KOR).

28 Zum Beispiel Anne Wheeler, Chi, 2013 (CAN); Aneta Kopacz, Joanna, 2013 (PL).

29 Siehe Hodlers Darstellungen von Valentine Godé-Darel im Ausstellungskatalog: Ein Maler vor Liebe und Tod. Ferdinand Hodler und Valentine Godé-Darel. Ein Werkzyklus 1908–1915, von Jura Brüscheiler, Zürich 1976. Die Bilder können ebenfalls auf verschiedenen Internetplattformen eingesehen werden.

und später toten weiblichen Körper für seine Kunstgewinnung missbraucht habe. Insbesondere auch die Schriftstellerin Erica Pedretti kritisierte den Maler, der seine sterbende Geliebte malt, in ihrem Roman *Valerie oder Das unerzogene Auge* (1986). Das todkranke Modell spricht hier als Ich-Erzählerin aus, dass es nicht um sie als Person gehe, sondern nur um die Kunst des Mannes: „Sobald er zu zeichnen anfängt (...), bin ich für ihn nicht mehr vorhanden.“³⁰ Darf man also solche Bilder herstellen oder nicht, darf man sie veröffentlichen oder nicht? Und, wenn ja: Wer darf das und wer nicht? Wer soll über Totenbilder wachen?

Anders gefragt: Wem gehören die Toten?

Beispiele aus der Gegenwart zeigen Künstlerinnen, Fotografinnen, die sich über geliebte tote Personen beugen, um sie zu fotografieren. So hat etwa die bekannte US-amerikanische Fotografin Annie Leibovitz Totenbilder ihrer langjährigen Gefährtin, nämlich der bereits genannten Susan Sontag, veröffentlicht.³¹

Insgesamt publizierte Leibovitz zwanzig kleinformative, in weichem, gelbgoldenem Licht gehaltenen Fotos, die verschiedene Ausschnitte des toten Leibes zeigen: die übereinandergelegten Hände, das Gesicht, den Oberkörper, den Mund, die Schuhe. Sontag trägt ein knöchellanges Kleid von Fortuny, das Leibovitz ausgewählt hatte. David Rieff verweist in seinem erwähnten Buch nur zweimal kurz und unfreundlich auf Annie Leibovitz. Er kritisiert ihre „poppigen Bilder vom Tod einer Prominenten“, und postuliert, ohne dies näher zu erläutern, dass die Bilder seine Mutter „postum erniedrigen“.³² Eine kontextualisierende Verortung seines eigenen Schreibens über das Sterben seiner Mutter erfolgt dabei nicht.

Vergleichbar mit den Totenbildern von Hodler und Leibovitz ist auch ein Fotobuch der Schweizerin Elisabeth Zahnd Legnazzi, deren Tochter Chiara 2000 im Alter von fünf Jahren an einem Hirntumor starb. Die Mutter und Fotografin dokumentierte die letzten Monate ihrer kranken, sterbenden und schließlich toten Tochter und veröffentlichte neun Jahre später ein Buch mit über fünfzig großformatigen Bildern.³³ Sie zeigen Chiara im Bett liegend, auf Kissen und Decken gebettet. Sämtliche Fotografien sind, ähnlich wie bei Leibovitz, in weichen Pastellfarben gehalten, die einen milden Eindruck vermitteln. Bei der Veröffentlichung der Bilder sei es ihr, so Zahnd Legnazzi, insbesondere darum gegangen, den Sterbeprozess zu enttabuisieren. Nichtsdestotrotz musste sie sich von einer Journalistin die Frage gefallen lassen, ob sie nicht „als Künstlerin Profit aus dem Sterben ihres Kindes“ gezogen habe.³⁴

30 Pedretti, *Valerie*, 11f.

31 Leibovitz, *Photographer's Life*.

32 Rieff, *Tod einer Untröstlichen*, 135.

33 Zahnd Legnazzi, *Chiara*.

34 Elisabeth Zahnd Legnazzi im Gespräch mit Katrin Hafner, *Tages-Anzeiger*, 6.5.2009.

Wenn Künstler*innen unmittelbar mit dem Tod konfrontiert sind, sei es, dass jemand in ihrer nächsten Umgebung stirbt oder dass sie selbst schwer erkranken, und wenn sie dann tun, was sie immer schon getan haben – zur Kamera oder zum Pinsel greifen, schreiben oder komponieren –, so machen sie einfach nur das, was sie am besten können. Es ist ihre Art, sich mit dem Tod auseinanderzusetzen, ihn zu berühren, ihn darstellbar und kommunizierbar zu machen, und damit auch der eigenen Trauer einen Ausdruck zu geben und eine bildliche Erinnerung an die Toten zu schaffen.

Die Geschlechterverhältnisse in den Künsten haben sich geändert. Hier und heute haben wir es mit Künstlerinnen zu tun, die Abbildungen von geliebten toten Personen herstellen und die auch, als Entscheidungsträgerinnen, über deren Veröffentlichung befinden.

Die Diskussion solcher Abbildungen – zwischen Skandalisierung und geltend gemachtem Öffentlichkeitsinteresse, zwischen individueller Trauerarbeit und gesellschaftlicher Enttabuisierung – kann angesichts gegenwärtiger Beispiele kaum mehr im Rahmen von geschlechtlich bedingter (Kunst-)Ausbeutung erfolgen.

4. Fazit

Die kulturelle Todesverdrängung, die bis Ende des 20. Jahrhunderts angedauert hat, bricht heute an vielerlei Ecken und Enden auf. Durch die vielfältigen Experimente in den neuen Medien hat sich insgesamt ein neuartiger, sehr diverser Gestaltungsraum eröffnet. Die Veröffentlichung des eigenen Sterbeberichts – sei es im Internet, qua Buchform, durch einen Auftritt in einer TV-Show oder durch die Einwilligung in einen Dokumentarfilm – birgt zweifellos einen therapeutischen und psychosozialen Nutzen. Mit solcher Veröffentlichung wendet man sich gegen Isolation und Vereinzelung, man will gesehen und gehört werden, man sucht den Blick der anderen. Die Publikation in Echtzeit im Internet ermöglicht den Zugang zu einer Community: Man findet seinesgleichen, man wird Teil einer Schicksalsgemeinschaft und kann sich mit dieser austauschen, und man erfährt simultanen Zuspruch von mitfühlenden Menschen. Eine Buchproduktion, bei der das Schreiben nicht simultan rezipiert werden kann, ist hingegen eher auf (literarische) Hinterlassenschaft ausgerichtet; allein die antizipierende Vorstellung, dass jemand das Buch später lesen wird – ein grundsätzlicher Motor für künstlerische Artikulation – hält Anerkennung bereit. Sich mit letzten Äußerungen an eine anonyme Öffentlichkeit zu wenden, kann das Bestehen der letzten Lebensphase erleichtern.

Der öffentliche Diskurs von Sterben und Tod befindet sich heute in einer experimentellen Phase: unterschiedlichste Figurationen von Tod und Sterben stehen wie gezeitigt in den verschiedenen Medien gleichzeitig nebeneinander, manche mit

hehren Absichten, manche auf der Suche, manch andere fallen unter Voyeurismus-, Quoten- und Kommerzverdacht. Das gilt es auszuhalten.

Literatur

- Angele, Michael, Wer hat geil Krebs?, Der Freitag, 3.9.2009.
- Ariès, Philippe, Geschichte des Todes; aus dem Französischen von Hans-Horst Henschen und Una Pfau, München, Wien 1980.
- Brodkey, Harold, Die Geschichte meines Todes, Hamburg 1996.
- Caduff, Corina, Szenen des Todes, Basel 2013.
- Diski, Jenny, In Gratitude, London 2016.
- Esterházy, Péter, Bauchspeicheldrüsentagebuch, Berlin 2017.
- Herrndorf, Wolfgang, Arbeit und Struktur, Reinbek bei Hamburg 2013.
- Hitchens, Christopher, Endlich. Mein Sterben, München 2013.
- Kämmerlings, Richard, Krebsliteratur. Der Schleier über den letzten Dingen, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.8.2009.
- Leibovitz, Annie, A Photographer's Life. 1990–2005, New York 2006.
- Lobinger, Tim, Verlieren ist keine Option. Mein Kampf gegen den Krebs, München 2018.
- Macho, Thomas, Wer redet, ist nicht tot., NZZ, 19.11.2009.
- /Marek, Kristin, Die neue Sichtbarkeit des Todes, München 2007.
- Mars-Jones, Adam, Don't look here if you're seeking Susan, The Observer, 15.6.2008.
- Mechtel, Angelika, Jeden Tag will ich leben: ein Krebstagebuch, Frankfurt a.M. 1990.
- Pedretti, Erica, Valerie oder Das unerzogene Auge, Frankfurt a.M. 1986.
- Pielhau, Mirjam, Dr. Hoffnung, München 2016.
- , Fremdkörper, München 2009.
- Rieff, David, Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage von Susan Sontag, München 2009.
- Schlingensief, Christoph, So schön wie hier kanns im Himmel gar nicht sein! Tagebuch einer Krebserkrankung, München 2010.
- Stolpe, Ingrid/Stolpe, Manfred, Wir haben noch so viel vor. Unser gemeinsamer Kampf gegen den Krebs, Berlin 2010.
- Taylor, Cory, Sterben. Eine Erfahrung, Berlin 2017.
- Wander, Maxie, Leben wär eine prima Alternative, Zürich 1980.
- Zahnd Legnazzi, Elisabeth, Chiara – eine Reise ins Licht, Zürich 2009.
- Zorn, Fritz, Mars, München 1977.

